

Der Mann, der 12000 unglückliche Ehen kennt.

Von Arthur Runder.

New York, im Frühjahr.

Ich binne hier nicht etwa von einem großartigen Klauertag die Rede, der diese 12000 unglücklichen Ehen selbst präpariert hat. Das gibt es natürlich nicht. Auch in Amerika nicht. Es handelt sich vielmehr um einen Mann, dem zweimal 12000 unglückliche Ehen als Gemahlin mit allen Einzelheiten vorgetragen haben. Es handelt sich um den Richter Joseph Sabath aus Chicago, der dort seit fünf Jahren den Vorsitz des dortigen Gerichtes präsidiert. Also um einen vielbesprochenen, sehr weissen und — wie ich vermute — sehr unglücklich verheirateten Mann. Denn wie konnte er es fassen auf diesen Posten anzukommen? Er kann sich selbst offenbar nicht aus einer fatalen Eheführung befreien und begnügt sich damit, andere hinauszuwischen zu sehen.

Jede Nummer eines amerikanischen Magazins muß einen diversoskenschönigen, einen Artikel über Eheführung, Entwürfe einer interessanten Einzelheit oder etwas Prinzipielles über das Thema. Das verlangt der Abnehmer, das verlangt die Abonnenten. Und es muß natürlich immer etwas Neues sein.

In der Juni-Nummer des „Cosmopolitan“ wird dem Abnehmer ein besonderer Leserbildnis vorgesetzt: ein Artikel über jenes außerordentlichen Fachmannes, des Judge Joseph Sabath aus Chicago. Man hat den Verfasser photographieren lassen, am Richterthron, in der Amtsstube. Er sieht auf dem Bilde, das am Kopf des Artikels stehen wird, dem Leser scharf ins Gesicht, zeigt mit dem Finger auf ihn und sagt: „Das habe ich in 12000 Fällen von Eheführung über dich gelernt.“

So wird der Artikel bestellt sein. So — mit dem lehrhaften Appell an den Leser — verlangt es das amerikanische Magazin-Rezept.

Aus der langen, langen Galerie des Judge Sabath, die der amerikanische Abnehmer erst im Juni sehen wird, seien dem Leser in Europa einige Muster-Beispiele schon heute vorgeführt.

Da ist zunächst eine junge Frau, die sehr heftig auf fortwährende Scheldung dringt: ihr Mann habe aufgehört sie zu lieben. Er schloge sie nicht, nein, das nicht, aber er sei graulich und herzlos und liebe sie nicht.

„Ach liebe sie, Richter“, erwidert der Beschädigte. „Ach liebe sie wie am ersten Tage. Aber ich meiere mich, mein Gefühl täglich und stündlich und vor jedermann öffentlich zu produzieren. Und das verlangt sie.“

„Als wir verlobt waren, oh — da warst du ganz anders!“

„Aber ich kann dich nicht mehr ganz lieben lang auf den Schoß sitzen haben! Ich muß für uns sorgen, ich muß arbeiten.“

„Und ich verlange Liebe“, schreut die junge Frau, „viel, viel Liebe und viel, viel Hilfe dazu!“

Judge Sabath muß vermittelnd. Der Worte verpöhlert sich am Ende, in Zukunft etwas mehr Liebhaber und etwas weniger business man zu sein, aber Jätzlichkeiten vor Freunden, wie die Frau sie für ihr Glück als unentbehrlich hält — die lehnt er ab. Trotzdem gelangt es, das Paar zu verheiraten, sie stehen es, jämlich lächelnd, Arm in Arm.

Ein anderes Paar gehört, wie Judge Sabath sich ausdrückt, in die Kategorie der „jazz-savants“, er ist janzig, sie achtzig. Eines Abends gab's auf der Treppe eines der jungen Mädchen ein feines Fest. Mit Musik, Tanz und Wein. Drei Jünglinge, drei Mädels, ganz allein, ohne Operetten, ohne Klagen, nach dem ich viel Götter beschlichtet man, paarweise im Heiraten. Das bärliche Mädchen aus der Garage geholt, man fährt nach Crown Point, wo Staatsanwalter sein Jigaren verkauft werden. Eines der Mädchen war unterwegs ausgefallen, das zweite erkrankte, als die Sonne aufging, es hätte sich die Sache überlegt, aber diese beiden hier wogten nach zu vielen Jazz-Schritten auch den entscheidenden. Vor dem breakfast, und doch nicht ganz nüchtern. Und nun standen sie hier und wollten wieder auseinander.

„Lieben Sie ihn denn?“, fragt der Richter das Mädchen.

„Ein, nicht sehr“, antwortet sie offenherzig und sieht die Lippen hoch.

„Warum haben Sie ihn dann geheiratet?“

„Oh wir hatten ziemlich viel getrunken und dachten, es würde sehr lustig sein.“

Der Judge knust dazu: „Ach, wäre ich doch auch ausgefallen!“

Ein sehr amerikanischer Fall, und ein recht hoffnungsloser obenreiter. Sie werden es noch einmal versuchen, aber eines Tages wird die Operation vollzogen werden müssen.

— Eine nicht ganz so junge Frau klagt: „Mein Mann weigert sich zu arbeiten.“

„Warum tun Sie das?“

„Wenn ich arbeiten soll, muß ich schlafen können.“

„Und warum können Sie nicht schlafen?“

„Im Zimmer neben uns schläft der Bruder meiner Frau, und der schnarcht wie ein Nebelhorn. Meine Frau erlaubt nicht, daß das Nebelhorn anschlägt.“

Hier wird der Scheidungs-Richter zum Defensiv-Organisations-Kommissar. Es dauert sehr lange, bis

Große Berliner Kunstausstellung im Landes-Ausstellungsbau

Man trifft nicht selten Ehepaare, über deren Unschick man sich wundert, und die trotzdem aber am Ende gerade kommen — wer kennt die Wege der Seele? — das eintreffliche und allfällige Leben miteinander führen. So ging es der Novembergruppe, die als die beiden extremen Mittelgruppen aus der großen Reaktion der ersten Novemberrevolutionzeit allein übrig geblieben, ein paar Jahre lang sich brüderlich in den jenseitlichen Glaspalast am Lehrter Bahnhof, genannt Ullap, geteilt haben. Die jenseitige Ehe war scheinbar gegen alle Gesetze der Vernunft, aber links „sauer“ und rechts „süß“ — nach der Terminologie, die ich mich rühmen darf, in die Kunstillustration eingeführt zu haben — ergab eine gar nicht üble Mischung, und der Kritik, der nun einmal in dieser Malerijouan unvermeidlich die Herrschaft führen muß, war wenigstens etwas schmählicher gemacht durch den Wechsel der Gewürze.

Damit ist es nun vorbei. Die „Saurer“ haben das Feld geräumt, und wenn es jemanden gibt, der das letzte Jahrzehnt in einem tiefen Schlaf verbracht hätte, so würde er in der „Großen Berliner“ dieses Jahres kaum bemerken, daß inzwischen sich doch alles ereignet hat. Im Malereibereich ist alles gleich wieder so, wie es gewesen ist, mit dem alleinigen Unterschied, daß Hugo Bogel diesmal nicht den Kaiser, sondern Hindenburg gemalt hat, und daß er der Verfassung des neuen Reichstags mit einem gemalten Geschloß seine Nebenebene erweitert. Übert hat sich von Corinth lösen lassen, und dieses erstaunliche Porträt gab — gleichmäßig wie man die Neuartigkeit beurteilen möchte — den Eindruck einer Persönlichkeit, die im Gebächnis haftet. Bogels Hindenburg mag an photographischer Treue überlegen sein, aber der Charaktervolle Kopf, den man vor witzigen Photographien kennt, wird in seiner Darstellung zu einer greißelhaft ägerischen Maske, und die allgemein repräsentative Pose wirkt nicht anders als von einem Doppelphotographen gestellt.

Es gibt noch einen Hindenburg in der Ausstellung, von Fritz Burger gemalt und ebenfalls alles anders als dem Format des Mannes angemessen, klein und unbedeutend, das typisch offizielle Porträt, das man überwinden glaubte, seitdem Künstler wie Webermann und Corinth zugelassen waren, die Widnisse hervorragen zu lassen, die man nicht ersehnen konnte. Aber diese Vorwärts des Reichstags, die man nicht ersehnen konnte, die sich in der Ausstellung, die in ihrer Gesamtheit nichts anderes bedeutet als die Wiederkehr der Mittelmaßigkeit. Man hat Maler wie Raffael Schuster, Goldner und Schulte in der Hofe und Heilmann zu Kollektionsausstellungen zugelassen. Schlechte Akademie am Ende Schloßes führt wieder die Herrschaft. Lenbach war ein großer Künstler, verlagert mit dem neuen Maßstab der Gesellschaftsphotografien. Und es ist beinahe das Gegenteil, den Namen Böhmig zu beschreiben angeht, die Ausstellung des Dresdener Malers Richard Gühr, der Richard Wagner beherrschte mit humboldtisch tiefinnigen Spürweisen maltratierte. Aber es scheint, daß man nicht ein Medium zu sein und im Range zu stehen braucht, wie in einer Ausstellung im Berliner Westen steht demontriert werden soll, um den Geist vergangener Zeiten durch einwirkende Nachahmung zu veranschaulichen. Das ist die Aufgabe der Kunstausstellungen menschlicher Art, die mit sehr wachem Bewußtsein produziert wird, von den alten Niederländern und den Italienern der Renaissance bis zu

Schind, dem Ludwig Mührmann die Gedächtnis abgeben hat, und auch die Lebenden werden — dem Geiste des Spiritismus zum Troch — feinstenswegs bedient. Paul Kapell hat eine Wendung Einflusses auf Corinthische Art gemacht, Theodor Gaicel tatet sich auf den Spuren Friedrich Stahls, dessen eigene Arbeiten nicht fehlen, in ein fallisches Quattrocento zurück.

Es wäre nicht notwendig, von diesen Dingen viel Aufhebens zu machen, ist man doch gewohnt, im Glaspalast nicht selten ein und noch öfter zwei Augen zuzubringen, aber man gerät in einige Verlegenheit, wenn man die politischen Zeitungen unter den fast 12000 Kunstinseraten der diesjährigen Schau ausfinden will. Die sogenannten Modernen, die nicht ganz fehlen, sind nicht viel besser als die Traditionsgetreuen. Die Dresdener Böttchler und Hellmüller sind freigebiger mit der Farbe, und ihre Kunst, die anderswo kaum mehr als Besondere imponieren würde, leuchtet in der Umgebung, in der sie steht, eindrucklich hervor. Kay S. Nebel hat in einem Diptychon die „Tropen“ verberberlicht, so wie ein Vater, der Henri Rousseaus Irrenwälder und Franz Marcs Tiere gesehen hat, sich die Tropen vorstellt, mit buntem Rauten und bengelich kuckenden Fräulein. Gustav Hilbert ist eine laubere, gepflegte Malerei, die in der alten Schule Gesagtes bewahrt ist. Karl Dannemann hat ein Selbstporträt gemacht mit vielen guten Ansätzen, die aber noch nicht zu einer starken Gesamteinstellung ausreizen. W. Schwarzenberger hat mit Sorgfalt Gruppenbildnisse in der Art, die als der neue Verismus bekannt ist. August von Zie — was ich endlich erweilt sich als intelligente und geistvolle Malerei, der nur der eigenen Leistung gegenüber mehr Selbstkritik zu wünschen wäre, da ihre Arbeiter in sich wie in ihrem Nebenbender noch merkwürdige Ungleichheiten aufweisen.

Auch in der graphischen Abteilung gibt es hier und da einen Höhepunkt. Durch einen Zufall wurden die Illustrationen zum Don Giovanni, den Seligart auf den Holzschnitt gezeichnet hat, in diese Ausstellung verschlagen. Zum ersten Male wird Oskar Bange manns Holzschnitt einer früher ungenutzten gezeichneten Typenkomposition Alfred Hebbels gezeigt, eine Weiterleitung moderner Holzschnittkunst. Auch Hugo Bogel hat schöne Lithographien, in denen er findet, verbundene Erfindungen. Aber für den Geist auch dieser Veranstaltung zeugt die Kollektionsausstellung der Radierungen Paul Herrmanns!

Dies mag genügen. Es nützt nicht viel, daß man den Übersichts einer Gedächtnisausstellung für Eduard von Scherz eingearbeitet hat. Man hat den Tod mit dieser Wiedererweckung keinen besonderen Dienst erwiesen, wie es kaum zur Ehre gerechnet werden darf, in dieser Ausstellung vertreten zu sein, die es sich zur Aufgabe gesetzt zu haben scheint, zu setzen, daß die alte Glaspalasttradition ungenutzten Angehörigen trotz aller Angriffe und trotz aller Konventionen der letzten Jahre feinstenswegs erschöpfen ist. Man hatte sich in früheren Zeiten fast abgewöhnt, diese Ausstellungen zu besuchen und ernsthaft Kritik zu widrigen. Soll der Weg weiter beschritten werden, der mit der Ausstellung dieses Jahres bezeichnet ist, so wird es notwendig sein, vor allem einen Vertragsschritt zu gehen, und die „Ullap“ wird jenseits der Grenze stehen, die man mit dem Begriff der „Kunst“-Ausstellung zu bauen verpflichtet ist.

Advertisement for 'Das Neue Heft des Querschnitts' featuring a lightbulb illustration with 'KUNST UND SPIRITISMUS' written inside it. Text includes 'Kunst Theater' and 'Musik Spiritismus'.

Der Kampf mit dem Dämon.

Von Hermann Bahr.

Jugend ist immer besagt, an sich schon; sie hat's leicht, mit sprunghaftem Jähren über die Talent dazu, feines zu haben. Mit dreißig aber, nel mezzo del cammin di nostra vita, lichter sich dann die Reiben der Begabungen schon allmählich, einige geben's lieber gleich auf und schenken ab, die anderen merken, daß sie, um sich noch eine Zeit lang zu bespaßen, jorjan auf die Zinsen ihrer Jugendkräfte angewiesen sind; sie leben jetzt von den Abfällen ihrer früheren Einfälle, sie lernen den Ertrag ihrer eigenen Jugend immer wieder auf den Glanz herrieden; das Kunstfeld besteht dabei nur in der neuen Apperetur, die den Reier nichts davon merken läßt, daß es immer wechselndem Kopitus immer daselbe bleibt. Gar aber über etwas gehen heute sehr selten einem noch ein neuer Schritt entgegen; die dritten aber diesen Abwärtenden sind in unserer Zeit meistens Selbsthänghungen. Bernard Shaw freilich zeigt durch Saint-John, daß man bis gegen achtzig noch immer nicht alle Weisung hinreichend leisten muß; doch der stellt ja grundhörtlich alles auf den Kopf, auf seinen. Der merkwürdige Fall aber ist mir doch der Zeien Jweiges, der anfangs, in den Jahren ein, um Dreißigkeit, Dünkel und Annahung bei Künstlern fast losgeraten die riguarer sind, zunächst durch seine Preisgebenheit, Ammut, ja, wenn man sich nach seinen Arbeiten erkundigt, sind durch eine gewisse Verlegenheit affiziert und viel lieber von Verberren oder Holland sprach als von sich selbst, den er durchaus nicht so besonders wichtig zu nehmen iudgen. Mich interessiert dieser Sonderfall eines jüngen Dichters, der sich für andere weit mehr als für sich selbst interessiert, der keinen Wert noch Eiferlich auf kennen, so jagar, was der Jugend am liebsten fällt, reizen und sich Zeit lassen zu können können. Er mußte früh, was ich wenig ungern hört und nicht glauben will: daß Talent, ganz ebenso wie Charakter doch auch, sich nicht drängen läßt, daß Talent Ruhe braucht, Ruhe, Geduld und Mühe. Er ist selber jetzt das schönste Beispiel dafür, wie weit sich das lohnt. Wenn ich so zurückdenke: wie viele sind am Wege liegen geblieben, wie wenige von allen, die vor zwanzig Jahren große Hoffnungen waren, stehen ihr Verberren auch nur halb! Jweiz aber ist ganz im Stillen zur Meisterhaftigkeit gelangt. Das erste Zeichen davon gab vor fast fünfzehn Jahren sein „Ertes Erlebnis“, dem als „weiter Ring“ eine „Reise“ von Moskau nach Wien drei Jahren „Amor“ folgte, dieses Bruchstück einer Erzählung, in der sich kein Wort entbehren, kein Wort ausfallen läßt. Ihren Erfolg überbot noch der keine „Drei Meister“, in denen sich letzte schon ein neues Genre anfündigte, das man sein „Kampf mit dem Dämon“ erhofft, ja zur Vollendung bringt. Was wir „Kampf“ nennen, ist es eigentlich nicht. Und so kommt man vielleicht auch der Eigenart von Jweigs Blick auf besten bei, wenn man ihn ein Wiener Feuilleton im großen Format nennt; man kann es nie recht gleich wiedererkennen, weil es bei Jweiz viel jünger ist. Jweiz gibt dem flüchtigen Wiener Feuilleton, das man in der Nebenwelt am meisten anerkennen kann, ein Beispiel, dieses Feuilleton die Welt selber gelernt; er hat sie immer nur gelehrt. Der eine Satz entfällt im Grunde der ganzen Feuilleton. Jweiz aber, einer Generation angehörig, die den Bewußtsein der gewaltigen Welt Weisung gewonnen hat, kann sich mit jenem Inappetent, das den ganzen Feuilleton enthält, durchaus nicht begnügen, er läßt zu seinem Kernstück noch überdes Monumen domern: die Nummerwörter anderer Feuilletonen wird von ihm für unersetzlich unzureichend. Mit allem Wanne Jweigs zu weilen etwas laut, aber bewußtliche Schritte ausen; Jweiz hat den Dämon nicht hören will, Jweiz, weil ja der Dämon heißt Jweigs ausen; Jweiz hat den Dämon nicht hören will, Jweiz, weil ja der Dämon heißt Jweigs ausen; Jweiz hat den Dämon nicht hören will, Jweiz, weil ja der Dämon heißt Jweigs ausen.

sich die Frau überreden läßt, auf den Bruder zu verzichten, um sich den Mann zu erhalten.

— Ein Ehemann will in die Scheidung, die seine Frau verlangt, einwilligt, aber er lehnt es ab, Alimente zu zahlen; er sei unzufrieden daran, daß die Ehe in die Ehe geht.

„Warum wollt Ihr Euch trennen?“

„Seit einem Jahr behauptet meine Frau, daß ich sie vernachlässige und womöglich betrüge. Aber es ist kein Wort daran wahr, sie hat auch nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür.“

Die Frau trägt einen Säugling auf dem Arm, ein hübsches, lachendes, großhäusiges Baby. Der Richter läßt die beiden abtütlich nicht niedersehen, sondern verberst sie stehend.

„Wie lange seid Ihr verheiratet?“

„Acht Jahre.“

„Wie lange getrennt?“

„Ein Jahr.“

„Eures Kind?“

Die Frau beginnt müde zu werden, wechselt das Kind von einem Arm in den anderen hinüber.

„Sie werden sich überantrennen, lassen Sie doch Ihren Mann das Kind eine Weile halten.“

Der Mann nimmt das Baby janzitlich, aber ungeschicklich. Judge Sabath fragt noch viele belanglose Dinge, die Zeit verstricht, das Baby sieht ein ungewohntes Gesicht über sich, wird aber allmählich zutraulich und hat schließlich einen seiner kleinen Finger dem Vater in den Mund.

„Hat Ihre Frau schon früher solche Vorwürfe gegen Sie erhoben?“

„Nein, erst in den Jahr, bevor das Kind kam.“

„Und Sie wollten auf keinen Fall für das Kind sorgen?“

sich lächelt... viellecht beginnt sie in diesem Augenblick manches zu verstehen. Und eine Minute später küssen sich die beiden, nehmen ihr Kind und gehen nach Hause.

Dieses Paar, erzählt Judge Sabath, sieht ihm seitdem an jedem Jahrestage ihrer Ausföhrung ein Duzendes Hofen.

— Aber wie wenige von den Fällen werfen überhaupt einen menschlichen Reflex? Wie viele sind nur geräuschvoll, groß, petulisch? Wieviel Schmutz mag in diesen Zimmern ausgespart werden?

Im Gehirn des Richters hat sich im Laufe der langen Praxis die einwirkende Menge von Fällen offenbar in Klaffen geteilt. Das meiste man die wollen keine Dittion an, so zum Beispiel, wenn er ganz unvernünftig von der „Mai-November-Kombination“ spricht. Er meint damit die Ehe zwischen einem jungen Lebensfrischen Mädchen mit einem älteren, nobelberühmten Patner.

Aber es bleibt — bei allen Hofenfräuden und allen Kombinationsversuchen — ein fürchterliches Gefühl!

Nummer das gleichförmige paarweise Auftreten! fünf Jahre hindurch! Tag für Tag, Stunde für Stunde!

Wie kann Judge Sabath es auf diese Posten ansahen? —

Nachschrift: Mir wird schon gemeldet, daß der Richter Sabath nicht unglücklich verheiratet, daß er vielmehr Junggeselle ist. Er läßt also sein Amt nicht aus, um sich am Nachbar der anderen schablos zu halten, sondern im Wald immer wieder zu fetigen und zu fetigen. Er läßt sich fortwährend abspähen; er steht seit fünf Jahren unter einer kalten Dache. —

